

mandelbaum *verlag*

Eveline List

ZWISCHEN PSYCHOANALYSE UND SOZIALISMUS

Die Frauenärztin

Margarethe Hilferding-Hönigsberg

mandelbaum *verlag*

Gedruckt mit Unterstützung von



ZukunftsFonds
der Republik Österreich

ISBN 978-3-99136-117-6

www.mandelbaum.at

© mandelbaum verlag eG, Wien 2026

office@mandelbaum.at

Wipplingerstr. 23, 1010 Wien

alle Rechte vorbehalten

Projektkoordination: KATHRIN WOHLMUTH-KONRAD

Lektorat: SABINE SCHLÜTER

Satz & Umschlaggestaltung: MICHAEL BAICULESCU

Umschlagabbildung: PRIVATARCHIV KARL MILFORD

Druck: PRIMERATE, Budapest

INHALT

9	Vorwort zur erweiterten Neuauflage
12	Nach der Verheerung
16	Eine mutige Pragmatikerin der Wiener Moderne und des Roten Wien
24	Die Familie: Goldschmidt – Lieben – Brandeis – Breuer – Hönigsberg
48	Kindheit: Ottakring – Gleichenberg – Meran
73	Frauenbewegung
88	Literarische Versuche
103	Die Universität
116	Rudolf Hilferding: Eine austromarxistische Intellektuellenehe
138	Die Psychoanalyse
156	Kollateralschaden eines Machtkampfs unter Männern
163	Theoretikerin der Mutterliebe
175	Margarethe Hilferdings Spur in der psychoanalytischen Theorie
183	Endlich: Ärztin in einem Proletarierbezirk
197	Mutterschaft: Familienalltag und Politikum
214	Das Rote Wien
232	Praktikerin der Geburtenregelung
252	Mühen nach der Revolution

261	Von der Defensive in die Diktatur
284	»Ich rühre mich erst, wenn ich muß ...«
298	Eine Chronologie der Not
329	Was blieb
334	Zeittafel und Publikationen
338	Die Autorin
339	Dank
340	Zitierte Literatur

Für Karl Milford
in Erinnerung an seinen Vater Peter Milford(-Hilferding)

VORWORT ZUR ERWEITERTEN NEUAUFLAGE

Zwanzig Jahre nach Erscheinen der ersten, nun schon lange vergriffenen Biographie Margarethe Hilferding-Hönigsbergs war der Vorschlag einer Neuauflage sehr stimmig, zumal die Geschichte dieser außerordentlichen Frau nach wie vor kaum bekannt ist. Dies gilt für die Medizingeschichte oder für Kreise der Psychoanalyse, wo sie Bedeutendes beigetragen hat, und ist auch der Fall innerhalb der Sozialdemokratie, sogar bei den Frauen, denen fast ihr ganzes Lebenswerk gewidmet war.

Nach Erscheinen des Buchs von 2006 gab es einige wenige Publikationen ohne weitere neue Quellen oder Befunde über Margarethe Hilferding unter jeweils spezifischer Perspektive.¹ Auch aus Leserreaktionen ergab sich der Eindruck, das Interesse an Margarethe Hilferding-Hönigsberg entstamme häufig einer perspektivisch eingeschränkten Sicht auf jeweils nur einen Teilaspekt ihrer Person – persönliche Emanzipation, Psychoanalyse, Medizin, Frauenfrage oder Politik. Außerdem zeigte sich, dass viele Leserinnen und Leser mit den historischen Zusammenhängen wenig vertraut waren. Dies verstärkte die Überzeugung, wie notwendig es ist, Margarethe Hilferding-Hönigsberg in ihrer Zeit und in der Gesamtheit ihres Engagements zu sehen. Gerade im Zusammenspiel ihrer verschiedensten Begabungen, Einflüsse und Interessen und vor dem Hintergrund zeitgenössischer sozialer Konfliktszenarien und politischer Katastrophen zeigt sich, wie die Kreativität dieser Pionierin sich entwickelte bzw. wie sie eingeschränkt und zuletzt zerstört wurde.

Die Biographie Margarethe Hilferding-Hönigsbergs ist so reichhaltig und berührt so viele politisch, kultur- und sozialhistorisch sowie theoretisch interessante Themen, dass sie nur im Kontext der

1 Siehe: Françoise Wilder: Margarethe Hilferding. Une femme chez les premiers psychanalystes. Paris 2015. Des Weiteren: Candice Dumas: Margarethe Hilferding. Women's Rights Activist Ahead of her Time. Early Women Psychoanalysts: History, Biography, and Contemporary Relevance. London 2024, S. 79–103. Rosemary Balsam: Freud, Females, Childbirth, and Dissidence: Margarete Hilferding, Karen Horney, and Otto Rank. In: The Psychoanalytic Review, vol. 100, no. 5 (2013), S. 695–716.

historischen Entwicklungen angemessen dargestellt und gewürdigt werden kann. Ihr Leben umspannte mehrere Welten: In der bürgerlichen Kultur der Moderne verwurzelt, wuchs sie auf im Milieu jüdischer Emanzipation und marxistischer Intellektualität, die sich mit der sozialistisch-anarchischen Arbeiterintelligenz zusammentaten, um die Gesellschaft umzugestalten. Dieses Projekt fand dann im Roten Wien seinen Höhepunkt und schließlich auch sein tragisches Ende.

Dieses Buch ist offensichtlich die Geschichte einer emanzipierten Frau. Eine Diskrepanz zwischen ihren herausragenden Leistungen und ihrer persönlichen Zurückhaltung kennzeichnet die Protagonistin, und so ist es gar nicht leicht, sie ins Zentrum zu rücken.

Neben ihren Publikationen und wenigen privaten Aufzeichnungen stützt sich dieses Buch vor allem auf verstreute Korrespondenzen und Erinnerungen. An erster Stelle waren es die Erinnerungen ihres jüngeren Sohnes, die Dr. Peter Milford(-Hilferding) in zahllosen Begegnungen im Lauf von drei Jahren mit mir teilte – aber auch solche, die er mit anderen geteilt hatte und die schriftlich dokumentiert worden waren. Weitere Gespräche gab es mit Verwandten, Freunden und anderen Zeitzeugen.

Natürlich sind Berichte der noch Lebenden nachträgliche Darstellungen mit allen entsprechenden Eigenschaften retrospektiven Erzählens. Etliche offensichtliche Fehler konnten durch In-Beziehung-Setzen zu anderen Befunden korrigiert oder auch ausgeschieden werden. Manches blieb nicht überprüfbar.

Peter Milford war zur Zeit unserer Gespräche zwischen 96 und 99 Jahre alt und bei voller geistiger Gesundheit. Ihn zeichnete – darin wohl seiner Mutter nicht unähnlich – extreme Zurückhaltung aus, nur manchmal zeigte er eine ironische, mitunter durchaus auch sarkastische Seite. Es gab immer wieder Perioden sprechen des Schweigens. Die hatte es auch »damals« gegeben, nachdem man Schreckliches erfahren oder erlebt hatte. Bedrückt und sprachlos – was gab es auch zu sagen? Es war schrecklich.

Die Arbeit an diesem Buch war begleitet von aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen und politischen Ereignissen, die jenen Vorkommnissen, die das Leben der Protagonistin entscheidend beeinflussten, befremdlich ähnlich scheinen. Unter dem doppelten Einfluss von historischen Befunden und aktuellen Vorfällen und Meldungen verschwammen mitunter die Eindrücke, nahmen zugleich unwirklichen und bedrohlichen Charakter an.

Brutale Niedertracht, die wiederholt alle elementaren Regeln sozialen Verhaltens, politischen Anstands und zwischenstaatlichen Protokolls bricht, agiert heute wie damals. Nationalismus soll schamlose Ansprüchlichkeit, Landraub und Massenmord rechtfertigen. Angst, Überforderung und Lähmung zwischen den Menschen, aber auch bei Politikerinnen und Politikern. Immer wieder Ausbrüche von Ungläubigkeit, Verunsicherung und Empörung. Dann geht der gewohnte Alltag weiter – wie auch nicht?

Vor knapp 100 Jahren hat Margarethe Hilferding-Hönigsberg viel Ähnliches erfahren. Ihr Leben in aller Konsequenz darzustellen, ist womöglich gerade heute von aktueller Wichtigkeit.

Eveline List

Wien, im Januar 2026

NACH DER VERHEERUNG

In einer Novembernacht des Jahres 1945 kam ein 37-jähriger Soldat der neuseeländischen Armee am Wiener Westbahnhof an. Das »Deutsche Reich« hatte nach zwölf Jahren Diktatur, Völkermord und beispiellosen Gewaltexzessen kapituliert. Da er unangekündigt die zerbombte Stadt erreicht hatte und zu der späten Stunde ohne Straßenbeleuchtung und Fahrzeug nicht weit kommen konnte, marschierte er durch Ruinen, über Schutt und verbogene Straßenbahnschienen zur Rechten Wienzeile. Im Haus des sozialistischen *Vorwärts*-Verlags nahm ihn ein Unbekannter auf und ließ ihn eine Nacht lang bei sich schlafen. Am darauffolgenden Nachmittag stand Peter Milford vor einem Koffer, den seine Mutter vor ihrer Deportation nach Theresienstadt der Familie ihrer verstorbenen Schwester übergeben hatte.

Peter Milford hatte Wien am 30. Januar 1939 als Dr. Peter Hilferding verlassen. Seine Mutter, Dr. Margarethe Hilferding-Höningsberg, hatte er damals zuletzt gesehen und war seit Jahren ohne Nachricht von ihr geblieben. Obwohl der Krieg seit Monaten zu Ende war, fehlte jede Spur von ihr. Mit dem Koffer gab ihm sein Onkel Eduard Scherer einen Brief, der an ihn und seinen Bruder Karl gerichtet war:

Meine lieben Buben, lieber Karl und lieber Peter.

Nun scheint es doch ernst zu werden mit meiner Abreise, allerdings nicht näher zu Euch und nicht unter erfreulichen Bedingungen.

Dass wir uns wahrscheinlich nie wieder sehen werden, damit habe ich ja gerechnet; dass wir auch nichts mehr von einander hören werden, nicht einmal wissen, wo wir sind, das habe ich erwarten müssen, aber es war doch noch in unbestimmter Ferne. – Nun ist es über ein Jahr, dass ich eine rothe Kreuzantwort auf meinen Brief von Peter erhalten habe, und 2 Monate seit ich nichts mehr von Karl weiß. Nun bin ich mit Deinen Freunden in Verbindung, vielleicht werden sie mir etwas sagen können ehe ich wegfahre. Mir ist es im Ganzen nicht so schlecht

.....

gegangen und ich habe bis jetzt immer den Kopf oben gehalten. Ob das noch weiter möglich sein wird? Jedenfalls habe ich die Absicht, aber es scheint sehr schwer zu sein.

Schlimm ist es, daß man schon jetzt so isoliert ist. Von Claras trauriger Krankheit wird Euch Grete schreiben; ich habe sie seit vielen Monaten nicht gesehen. Edi kommt jetzt öfters, Otto wohnt zu weit, um den Weg zu Fuß oft zu machen. Auch er ist in derselben Situation wie ich, ja vielleicht noch schlimmer, da ich in einem Heim bin, er in einer überfüllten Wohnung in einem kleinen Loch. Aber es hat keinen Zweck, Euch das zu schreiben. Ich will nur von Euch Abschied nehmen; Ihr wart schließlich alles, was ich vom Leben gehabt habe. Und es war mir immer eine Genugtuung, daß Ihr anständige Menschen geworden seid, jeder auf seine Art und doch jeder nach seiner Überzeugung. Und wenn ich auch oft Sorgen um Euch gefühlt habe, so war es doch Freude, Euch zu haben und so viel als möglich für Euch thun zu können. Ich weiß, daß Ihr dasselbe für mich thätet, wenn es möglich wäre. Aber die Verhältnisse erlauben es nicht. Wenn Ihr an mich denkt, so thut es in dem Gefühl, daß wir uns gegenseitig nichts schuldig geblieben sind. Und ich möchte, daß Ihr glücklich werdet und bleibt. Selbst mein Leben, so arm es von außen betrachtet war, ist nicht unglücklich gewesen, und dazu habt Ihr doch das meiste beigetragen. Nicht nur bloß weil Ihr da wart, sondern auch weil Ihr mich gerne gehabt habt trotz verschiedener Unstimmigkeiten, die für mich in keiner menschlichen Beziehung fehlen.

Und nun ist heute mein 71. Geburtstag; ich will ja nicht sentimental werden, aber eigentlich ist es für mich ein trauriger Tag. Man darf sich auch nicht beklagen, wenn man nun bald aus dem Leben gehen muß, es ist an der Zeit.

abends

Edi u. Grete waren hier, um mir Claras Tod mitzuteilen. Nachmittags war ich noch ganz froh. – Das einzige Glück ist, daß Ihr draußen seid.

20. VI. 1942

Mutter

Peter Milford hatte fünf Wochen Sonderurlaub erhalten, um zu erkunden, was aus seiner Mutter und Familie geworden sei. Da von seiner Mutter jede Spur fehlte, ging er schließlich zu Ida Strasser, der Mutter seiner Freunde, die auch mit seiner Mutter befreundet gewesen war, sie bis zuletzt besucht hatte und die über die Zeit, in der er keinen Kontakt mehr zu ihr hatte haben können, noch ein paar (traurige) Dinge berichten konnte. Vom Tod seines Vaters, Rudolf Hilferding, hatte er bereits 1941 erfahren, als er in Ägypten stationiert gewesen war und bei einem kurzen Urlaub in Palästina aus Wien emigrierte Freunde traf. Über seinen Bruder, der zuletzt in einem Kloster in Holland gelebt hatte, konnte er nichts in Erfahrung bringen.

Um nach Beendigung seines Sonderurlaubs in Europa bleiben zu können – er war inzwischen neuseeländischer Staatsbürger geworden –, bewarb er sich auf eine freie Stelle im Londoner »Fernleaf-Club«², wo er dann bis 1946 arbeitete. Den hungernden Freunden in Wien schickte er Pakete. Nach der Entlassung aus der Armee war es ihm 1947 endlich möglich, als britischer Staatsbürger nach Österreich einzureisen.

Es war eine Erleichterung, zu erfahren, dass die sozialdemokratischen Freunde keine Nazis geworden waren. Er begann den mühsamen Prozess, die Schicksale und Nachlässe von Eltern, Bruder und anderen Verwandten zu erkunden, und was er erfuhr, hinterließ bleibende Narben.

Er heiratete 1950, bekam einen Sohn und fand Arbeit, zuletzt auch als Ökonom.

Das zerstörte und versäumte Lebensglück hinderte nicht den Erhalt seiner Lebensfreundlichkeit, und zuletzt machte es ihn froh, die Geschichte seiner Mutter erforscht zu wissen.

2 Dieser war Ende 1944 für neuseeländisches Militärpersonal in London eröffnet worden. Die Briten hatten sechs Häuser für den Club als Schlafunterkünfte, Speisesaal, Bibliothek und Unterhaltungsräume zur Verfügung gestellt.



Peter Milford(-Hilferding) nach seiner Rückkehr nach Wien

EINE MUTIGE PRAGMATIKERIN DER WIENER MODERNE UND DES ROTEN WIEN

»[...] bis jetzt den Kopf immer oben gehalten [...]«³

Hier wird die Geschichte einer Frau der »Wiener Moderne« und einer Protagonistin des »Roten Wien« erzählt. Es ist auch die Geschichte einer Minderheitenkultur in einer Gesellschaft, die bis weit ins 20. Jahrhundert von vormodernen Institutionen und autoritären Denkweisen geprägt war.

Margarethe Hilferding-Hönigsbergs Lebenszeit war geprägt von schwierigem Aufbruch und großem Fortschritt, aber ebenso von mühsamem und zuletzt vergeblichem Kampf, das Erreichte oder auch nur das eigene Leben zu erhalten. Ihr Geburtsjahr 1871 teilte sie mit späteren Gefährtinnen, etwa Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Helene Bauer oder Paul Federn und Karl Friedjung. Es war das Jahr, in dem in Zürich die ersten Frauen Medizin studieren konnten, aber auch jenes, in dem in Paris die Kommunisten lange mutig standhielten, ehe sie brutal massakriert wurden.

Margarethe Hilferding-Hönigsberg war Jüdin – eine Tatsache, der sie selbst wenig persönliche Wichtigkeit beizumessen schien, deren unentrinnbare Bedeutung sie aber niemals vergessen konnte und um derentwillen sie zuletzt ermordet wurde. Sie war außerdem eine emanzipierte Frau.

Jeder der großen Zusammenhänge, in dem der Begriff Emanzipation seit der bürgerlichen Revolution Verwendung fand, hatte in der Geschichte Margarethe Hilferding-Hönigsbergs zentralen Stellenwert; in der zeitgenössischen Diktion waren das die »Judenfrage«, die »Frauenfrage« und die soziale, eigentlich die »Klassenfrage«. Durch lange Perioden ihres Lebens schien sie sich von ihrem Jüdischsein emanzipiert zu haben, vor allem insofern, als die anderen »Fragen« für sie mehr im Zentrum standen, und möglicherweise auch, weil sie zu denjenigen gehörte, die überzeugt waren, den Anti-

3 Margarethe Hilferding an Karl und Peter Hilferding, 2. Juni 1942. Privatbesitz Karl Milford.

semitismus mit Bildung und sozialer Emanzipation zum Verschwinden bringen zu können. Die abgründige Destruktivität, die ihn tatsächlich bestimmte, konnte sie – wie die meisten Menschen – lange Zeit nicht ahnen.

Für ihre zuversichtliche Einstellung hinsichtlich der jüdischen Emanzipation sprach die generationenalte Privilegierung ihrer Familie auch innerhalb der Minderheit. Dies hatte eine über Jahrhunderte gefestigte Überzeugtheit begründet, selbst unter widrigen Umständen durch Arbeit, Disziplin, Zusammenhalt, intellektuelle und humanitäre Leistungen Ansehen und Wohlstand erwerben und vermehren zu können. Die Generationen vor Margarethe, die durch spezifische Lebensumstände, konsequente Arbeit und erfolgreiche ökonomische, kulturelle und politische Entscheidungen das psychosoziale Erbe und damit wichtige Grundlagen ihrer Existenz bestimmt hatten, waren eine Minderheit in der Minderheit und können mit gutem Grund als außergewöhnlich bezeichnet werden.

Bemerkenswert ist bereits der Umstand, dass sich die Familie über so viele Generationen zurückverfolgen lässt. Das liegt einerseits an den sorgfältigen Matriken der jüdischen Kultusgemeinden, sofern sie nicht vernichtet wurden, zum anderen aber hauptsächlich an der gesellschaftlichen Bedeutung der Familien. Sie gehörten nicht zu den vielen von der Geschichte Übergangenen, insbesondere nicht zu der übergroßen Zahl in bitterer Armut lebender Juden, sondern waren vielmehr Ansässige, konnten heiraten und dies in Evidenz bringen, hatten Besitz, es wurden Bilder von ihnen angefertigt und blieben erhalten, ihre Namen schienen in Firmenkatalogen und in Zeitungen auf.

Aufgrund der historischen Zuschreibungen an die Juden führte der wichtigste, im Grunde vielleicht der einzige Weg ihrer Emanzipation über wirtschaftlichen Erfolg. Dieser Weg war für die Juden zugleich durch rechtliche und soziale Barrieren mit großen Hindernissen versehen. Wenn also jüdische Familien sich derart nachhaltig etablieren konnten, bedeutete das in vielfältiger Weise eine Auswahl, in deren Zuge etliche auch scheiterten, von denen daher nichts überliefert ist. Die Auswirkungen, die der Erfolg für die besser gestellten Juden mit sich brachte, bestanden nicht nur in Ansehen, sondern traditionell auch in Pflichten in der jüdischen Gemeinde, vor allem darin, diese nach außen würdig und stark zu machen und nach innen wohlthätig zu sein.

In jenem langen Prozess, der als Assimilation oder Verbürgerlichung der österreichischen Juden bezeichnet wird, gab es einige typische Schritte zunächst hauptsächlich ökonomischer, dann aber auch kultureller Natur, die wir auch bei Margarethe Hilferding-Hönigsbergs Vorfahren finden: die Etablierung eines Handelsunternehmens, der Umstieg vom bloßen Handel in die Produktion und später ins Bankgeschäft, die Übersiedlung in die großen Städte, zuletzt nach Wien, die Annäherung an Lebensformen der Mehrheitsbevölkerung und schließlich auch die Übernahme von öffentlichen Funktionen, die nicht mehr mit dem Jüdischsein in Zusammenhang standen.

Die »Judenpolitik« in Österreich war von jeher geprägt durch die katholische Kirche und die Interessen der Habsburger. Beschlüsse des Salzburger Provinzialkonzils von 1267 blieben letztlich bis zum Toleranzpatent von 1782 richtunggebend und sahen im Grunde soziale und lokale Segregation, diskriminierende Kennzeichnungen wie den »Judenhut« oder den »gelben Fleck« sowie Ausschluss von vielen Berufen, Ämtern und Institutionen vor. Stigmatisierung und Ausgrenzung waren religiös begründete Machtfaktoren und erfüllten tiefgreifende Funktionen im Katholizismus des Heiligen Römischen Reiches.

Duldung und Vertreibung, relative Wertschätzung oder Verfolgung, oft auch Ermordung hingen in letzter Konsequenz an der konkreten, meist wirtschaftlichen Nützlichkeit der Juden. Dieses utilitaristische Moment war relativ berechenbar, konnte unter Juden auch kalkuliert werden, hielt sie aber natürlich in Abhängigkeit. Kaiser und Stände mussten nicht befürchten, dass Juden sich politisch gegen sie stellen würden oder überhaupt politische Macht anstreben könnten. Diese politische Ohnmacht der Juden und ihre Konzentration auf wirtschaftliche Aktivitäten machte sie aus der Sicht der politischen Machthaber zum idealen Instrument obrigkeitlicher Interessen. Persönliche Sicherheit, Aufenthalts- und Niederlassungsrechte der Juden, ihre Integrität als Gemeinde und – individuell – ihr religiöses Leben, die Sicherheit, die nötig war, um Geschäfte zu tätigen, oder überhaupt die Erlaubnis, dies zu tun, hingen in aller Konsequenz vom Herrscher ab.

In den ursprünglichen Habsburgischen Erblanden – also in etwa im Gebiet der heutigen Republik Österreich – gab es kaum Juden, und nur äußerst wenige wohlhabende jüdische Familien lebten in größeren Städten. Bis ins 20. Jahrhundert lebte die überwiegende Mehrheit der jüdischen Bevölkerung im östlichen Teil der Monarchie unter regional unterschiedlichen Restriktionen in kleinen Dör-

fern (»Schtetl«) nahe am Subsistenzniveau, in weiten Teilen auch ohne dauerndes Niederlassungsrecht (Ungarn etwa war etwas toleranter), sodass es ständig erzwungene Wanderungs-, teilweise auch Auswanderungsströme gab. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine starke Migration nach Westen ein, insbesondere auch nach Wien.

Der legale und gesellschaftliche Status der Juden nötigte diese dazu, ihr Wirtschaftsverhalten über Jahrhunderte möglichst zweckrational zu gestalten und eine Perspektive zu kultivieren, in der Geschäfte primär kurzfristigem Gewinnstreben unterstellt waren, was sie zwangsläufig »risikofreudiger« auftreten ließ, freilich vor dem Hintergrund ihrer prinzipiell prekären Zukunftsperspektive. So gesehen machte ihre Geschichte latenter und immer wieder auch akuter existenzieller Bedrohtheit sie möglicherweise für die dem späteren Kapitalismus inhärente Unsicherheit der Märkte zu besonders geeigneten Wirtschaftssubjekten. Mit den Freiheitsbewegungen und den Bürgerrechten erweiterte sich der Handlungsspielraum der Juden im ökonomischen Bereich und bald auch auf anderen Gebieten, ohne die dort erworbenen Fähigkeiten zu verlieren.

Die rasante Wirtschaftsentwicklung in Westeuropa mit ihren sozialen und politischen Auswirkungen blieb im rückständigen Österreich nicht folgenlos. Der Zuzug in die Städte, vor allem nach Wien, stieg rasant an. In der Regel hatten die zugezogenen Juden ein höheres Bildungsniveau als die ansässige Unterschicht, was ihren relativen Aufstieg etwas erleichterte. Dies führte erstmals zu einer wachsenden, wirtschaftlich erfolgreichen, bürgerlichen jüdischen Oberschicht, die vorerst ohne Kontakt zur etablierten Wiener Gesellschaft blieb und dann auch leicht zum Ziel antisemitischer Diffamierungen wurde. Wie jede Position der Randständigkeit bedeutete dies bestimmte, manchmal wesentliche Hindernisse, implizierte aber auch relative Unabhängigkeit und ein Potenzial von Freiheit und Offenheit für Neues, was auch Kreativität befördern konnte.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts befreite sich die Hauptstadt des Habsburgerreiches langsam aus der ebenso überwältigenden wie gnadenlosen barocken Macht der Gegenreformation. Dies erst ermöglichte den Weg für die etwas retardierte Entwicklung bürgerlicher Kultur in der von Krone und Kirche zutiefst ständisch-obrigkeitlich geprägten Gesellschaft. Die verspätete Aufklärung brachte (relative) Religionsfreiheit und Bürgerrechte, was auch Juden und Protestanten zugutekam, und einen starken Impetus für Wissenschaft und Kunst, den auch Repressionen und Zensur der Restaura-

.....

tion nicht revidieren konnten. Was sich damals im Vormärz im Privaten entwickelt hatte, verschaffte sich 1848 in Revolutionen eruptiv öffentliche Aufmerksamkeit und förderte in der Folge einen großen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Aufbruch, in dem die bis dahin Ausgeschlossenen, vor allem Besitzlose und anders Diskriminierte, entscheidende Kräfte wurden. Hier war die Grundlage jener emanzipatorischen Kreativität, die dann das folgende halbe Jahrhundert entscheidend prägte.

Die vielen emanzipatorischen Gruppierungen der »Wiener Moderne« zielten auf Befreiung von verkrusteten Strukturen und den Anschluss an fortgeschrittenere gesellschaftliche Denkwelten, blieben aber vielfach auf (wohlhabende) bürgerliche Kreise beschränkt. Das galt für die diversen Künstler- und Akademikervereinigungen, aber weitgehend etwa auch für die Friedens- oder die Frauenbewegung und ebenso für die Psychoanalyse. Sie erfüllten als progressive bürgerliche Öffentlichkeit eine wichtige Funktion, waren aber keine politischen Projekte. Einzig die Arbeiterbewegung zielte grundsätzlich auf die Herstellung einer neuen Welt ab, und die Austromarxisten wurden ihre intellektuelle Vorhut. Die übergroße Beteiligung jüdischer Intellektueller und Künstler an der »Wiener Moderne« und am »Roten Wien« war Folge dieser komplexen Entwicklung.

Margarethe Hilferding-Hönigsberg war Erbin, Gestalterin und exemplarische Repräsentantin dieser Geschichte. Das war einerseits eine privilegierte Möglichkeit, ebenso aber auch ein großer Auftrag. Sie war sich der Größe der Aufgabe, die einen Teil ihrer Identität formte, auf unspektakuläre Weise sehr bewusst, und sie suchte (wie) selbstverständlich bis zuletzt in Richtung einer so dringend nötigen neuen Gesellschaft zu wirken – dies auch dann, als alle Errungenschaften verloren scheinen mussten. Bis zuletzt wollte sie sich nicht zum bloßen Opfer der Verhältnisse reduzieren lassen, vielmehr war sie entschlossen, auch in Umständen schlimmster Ohnmacht »den Kopf immer oben gehalten« zu haben.

Sich nicht die Selbstachtung zerstören zu lassen, war lange auch eine lebenserhaltende Kraft. Noch bei der Deportation und im Lager bewahrte Margarethe Hilferding-Hönigsberg Vernunft und Haltung und dachte möglichst illusionslos und pragmatisch voraus, bemüht, zu retten und zu helfen. Die jüdische Tradition ist eine ebenso strenge wie menschenfreundliche: Das Leben geht immer vor; Gesetze können nicht nur, sie müssen gebrochen werden, um (jüdisches) Leben zu erhalten. Diese Überlieferung paarte sich mit

einer sozialistischen Gewissheit notwendiger historischer Entwicklung und bewahrte sie auch angesichts reaktionärer Brutalität gleichermaßen vor Dogmatismus wie vor Selbstüberschätzung.

Ab 26. März 1942 war Margarethe Hilferding im Altersheim der jüdischen »Auswanderer-Hilfsorganisation« in der Seegasse 16 untergebracht, auf engstem Raum, vier Betten in jedem Einzelzimmer. Mit schmerzenden Beinen, die sie nur mehr sehr langsam gehen ließen, und stark sehbehindert, hatte sie von ihrem Quartier in einer der Sammelwohnungen, wo die Nazis die Juden zusammenpferchten, dort Zuflucht gefunden. Trotz der Enge und vieler Verzweifelter um sich war sie hier weniger ausgesetzt und einsam angesichts der seit Wochen rollenden Deportationszüge.

Auch in diese Zufluchtsstätte fielen regelmäßig Gruppen abgebrühter Männer in Uniform ein und verbreiteten Entsetzen unter den hilflosen Greisinnen und Greisen. Es wurde entschieden, wer mit dem jeweils nächsten Transport »nach Osten« sollte. Diejenigen, über die das Urteil gesprochen war, wurden von Panik erfasst, und diejenigen, die noch verschont blieben, litten mit ihnen und fürchteten die nächste »Aushebung«. Für Margarethe Hilferding war es am 28. Juni 1942 so weit. Zum vorgeschriebenen Zeitpunkt war sie unter den drei Dutzend Unglücklichen im Alter zwischen 67 und 85 Jahren, die eng aneinandergedrängt den Parterrraum des Altersheims füllten. »Sie saßen auf den Bänken an der Wand, sie saßen am Boden neben oder auf ihren Bündeln, in denen sie verstaut hatten, was von ihrer Habe noch übrig war. So warteten sie Stunde um Stunde. Bis man sie wie Vieh auf die Lastautos verfrachtete und fortführte.« Die Theresienstadt-Transporte gingen vom Wiener Aspangbahnhof ab; mit 998 anderen wurde Margarethe Hilferding in überfüllte Wagons gepfercht.⁴

Am 20. Januar 1942 war am Wannsee von Hitler und seinen Kumpanen die sogenannte »Endlösung« beschlossen worden, die die Tötung der bis dahin im »Deutschen Reich« verbliebenen Juden vorsah. Theresienstadt, eine ehemalige k. k. Militärfestung, wurde zunächst als Ghetto für die tschechischen Juden eingerichtet, doch allein zwischen Juni und Oktober 1942 verbrachte man über 30.000

4 Hilferding, Dr. Margarete, *20. Juni 1871, Transport 2, Deportationsnummer 559, Weitertransportnummer Bq-1714. Siehe: Mary *Steinhauser* und *DÖW* (Hg.): Totenbuch Theresienstadt. Damit sie nicht vergessen werden. Wien, erweiterte Auflage 1987, S. 55.

Juden aus dem »Deutschen Reich«, davon etwa die Hälfte aus Österreich, dorthin.

Es ist nicht ganz klar, wie weit sich die 71-jährige Margarethe Hilferding ihrer Situation bewusst war. Jedenfalls hatte sie in dem jüdischen Altersheim, wo sie wohnte, Deportationsaktionen miterlebt. Die Nazis nannten Theresienstadt ein »Altersghetto« und hatten durch gezielte Fehlinformation in manchen verzweifelten Juden völlig unrealistische Hoffnungen erweckt. Auch Peter Milford-Hilferding war aus diesem Grund zunächst erleichtert, als er erfuhr, seine Mutter sei nach Theresienstadt gekommen. Diese machte sich jedoch, wie ihr Abschiedsbrief zeigt, wenig Illusionen. In Erwartung von Hunger und Kälte sammelte sie warme Kleidung, Vitaminpräparate und Medikamente.

SS und Protektoratsgendarmerie erwarteten die Erschöpften am Bahnhof Bauschowitz, drei Kilometer vom Lager entfernt, und ließen sie in Viererreihen antreten. Ein Teil der alten, kranken Menschen wurde zum Transport ins Lager auf Lastautos verladen, oft gab es aber nicht genügend Plätze. Das Handgepäck musste jeder selbst tragen, große Bündel blieben liegen und wurden nachgebracht, sofern sie nicht verschwanden, manchmal stahl die SS alles. Der Weg dauerte bis zu drei Stunden. Wenn ein Transport kam, mussten die Straßen menschenleer sein, die Ankommenden erreichten eine Geisterstadt. In der »Schleuse« wurden alle durchsucht und vieles wurde beschlagnahmt, sicher auch Margarethe Hilferdings Medikamente.

Es war der Beginn der schlimmsten Zeit der gesamten Lagergeschichte. Innerhalb weniger Wochen kamen Zigtausende Menschen, einige über 100 Jahre alt –, bereits im ersten Transport gab es eine 103-jährige⁵ – in sogenannten »Altentransporten« in das bereits überfüllte ehemalige Militärlager und versuchten, unter unbeschreiblichen Bedingungen auf Dachböden oder in Kellern auf verfaultem Stroh voller Ungeziefer oder blanken Steinplatten irgendwie zu überleben. Die Sterblichkeit nahm dramatisch zu.

Binnen kaum mehr als 24 Stunden hatte Margarethe Hilferding die Trennung von Wien, den Transport unter elenden Bedingungen, die Ankunft unter Gebrüll und Schlägen am Bahnhof, den Weg ins Lager, die »Schleuse« ertragen müssen und die furchtbare Realität Theresienstadts kennengelernt. Viele dachten schon da an Selbstmord. Margarethe Hilferding aber wollte durchhalten, auch wenn

5 Mary Steinhauser, *DÖW: Totenbuch Theresienstadt*, S. 144.

sie damit rechnete, dass ihr das nicht gelingen würde. Sie kam in der Kavalleriekaserne unter, einem lange unbewohnten, ziemlich desolaten Gebäude, das ab Sommer 1942 als »Altenheim« diente. Neben der alltäglichen Not und den Überlebenssorgen begann sie, die aus Altersgründen nicht mehr zur Arbeit vorgesehen war, in ihrem Umfeld rasch ärztlich und psychologisch zu helfen. Die Arbeit hatte ihr ganzes Leben hindurch einen derart wichtigen Stellenwert gehabt, dass es gewiss auch jetzt entlastend war, sich nützlich zu machen. Die medizinische Versorgung war völlig ungenügend. Im Sommer 1942 gab es nur 200 Ärzte für 30.000–40.000 Insassen und einen katastrophalen Mangel an Pflegepersonen, Instrumenten und Medikamenten. Überhaupt war das Lager gerade erst von der Zivilbevölkerung, die zuletzt dort gewohnt hatte, geräumt worden, und weder die Gebäude noch die Organisation waren für die nun hereinströmenden Massen vor allem alter Menschen eingerichtet.

Das Schlimmste neben Hunger und Leiden war die allgegenwärtige Angst vor den Weitertransporten nach Osten und dem damit verbundenen Auseinanderreißen von Familien, das oft dramatisch verlief. Natürlich suchten alle unter den Ankommenden nach Verwandten und Freunden. Margarethes Bruder, Otto Hönigsberg, kam im Transport, der Wien am 14. Juli verlassen hatte.⁶ Beide waren froh, zusammen sein zu können⁷, was möglich war, nachdem das Lager gerade nach innen geöffnet worden war. Personen über 60 wurden nicht nach Geschlechtern getrennt untergebracht, weshalb Margret und Otto auch gemeinsam einquartiert gewesen sein könnten, wenn dies auch nicht sehr wahrscheinlich ist.

Die Geschwister hatten eine enge Beziehung; ihre Familie war für beide stets die stärkste Quelle der Sicherheit gewesen. Das galt auch für einen Großteil der Menschen in Theresienstadt. Familienbindung war seit jeher die wichtigste Grundlage jüdischen Überlebens gewesen. Die Familiengeschichte der Geschwister Hönigsberg, die einander an diesem schändlichen Ort stützten und trösteten, hatte 200 Jahre zuvor im nahegelegenen Prager Ghetto ihren Ausgangspunkt genommen.

6 Hönigsberg, Otto, *16. Mai 1870, Transportnummer 4. Siehe: Mary *Steinbauer*, DÖW: Totenbuch Theresienstadt, S. 56.

7 Rosa Burstein, die überlebt hatte, berichtete Peter Milford(-Hilferding) später, die beiden Geschwister mehrmals zusammen gesehen zu haben. Persönliche Mitteilung von Peter Milford(-Hilferding) am 24. März 2024.